

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Naturgeschichte und Technologie

für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften; zur
allgemeinen Schul-Encyclopädie gehörig

Geschichte des Menschen - ein Anhang zu Funk'[!]s Naturgeschichte und
Technologie; zur allgemeinen Schul-encykopädie gehörig

Funke, Carl Philipp

Braunschweig, 1799

[Einleitung. Vorzuege des Menschen vor den Thieren]

[urn:nbn:de:bsz:31-264139](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-264139)

Ich danke Gott und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe.

Der vornehmste Gegenstand der Naturgeschichte ist der Mensch. Sein Körperbau und noch mehr seine Geistesfähigkeit zeichnen ihn vor den übrigen Geschöpfen der Erde merklich aus. Zwar gestehen die Vergliederer, daß in der innern Einrichtung der Theile des Leibes eben kein Unterschied zwischen dem Menschen und dem vollkommnern Thiergeschlecht wahrzunehmen sey; aber doch hat ein feiner Beobachter die, nun auch von Andern besätigte Bemerkung gemacht, daß ein verhältnißmäßig großes Gehirn und dünne Nerven dem Menschen ausschließlich zukommen. Auch soll bei den verschiedenen Gattungen der Thiere überhaupt eine verhältnißmäßige Größe des Gehirns und Dicke der Nerven den verschiedenen Graden ihrer Vorstellungskraft entsprechen. Sonst schrieb man dem Menschen, ohne Rücksicht auf die Nerven, nach Verhältniß das größte Gehirn zu, welches bekanntlich ungegründet ist.

Funks Naturg. Anhang.

U

Sicht

Sichtbarer fällt der Vorzug des Menschen in Ansehung seiner äußern Bildung in die Augen. Man vergleiche nur die Gestalt der Vesperähs, die nach dem einstimmigen Bericht der Reisenden auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehen, mit der Gestalt des Orang-utang, des menschen-ähnlichsten Affen, und man wird ohne Anstand in dem Blicke jener Unglücklichen unsre leiblichen Brüder erkennen, da man den letztern kaum für einen Halbbruder unsers Geschlechts gelten lassen mag. Die aufrechte Stellung des Leibes und der Gebrauch der Hände ist keinem Geschöpf so natürlich und eigen, als dem Menschen. Der Orang-utang und einige andere Gattungen von Affen gehen zwar mehrentheils, aber nicht immer, aufgerichtet, und der Hinterfüße bedienen sie sich so geschickt, wie der Vorderfüße, statt der Hände, daher die Naturforscher das ganze Geschlecht der Affen unter eine besondre Abtheilung gebracht, und sie Säugethiere mit vier Händen genannt haben. Nirgend gibt es hingegen eine Menschenrace, die auch nur abwechselnd auf Vieren geht, vielweniger zeigt die Bildung der Füße (an welchen der Mensch z. B. einen längern grossen Zeh, und der Affe einen wirklichen Daumen hat), daß sie von der Natur zu eben dem Gebrauch, wie die Hände bestimmt sind *). Einige andre Eigenheiten des menschlichen Körpers berühren wir hier nur kurz, als: die fleischige Wabe, die runden starken Lenden, die breiten Hüften, und besonders die schöne Form des Hauptes und die eble

Bila

*) Die seltenen Fälle, da ein Mensch nach Verlust der Hände, durch lange Übung, die Füße zum Schreiben und dergleichen Verrichtungen gebrauchen lernt, stoßen jenen allgemeinen Erfahrungssatz nicht um, so wenig als die Beispiele von verwilderten Menschen, die man in Wäldern auf Händen und Füßen laufend fand. Gewöhnung und Nachahmung bringen solche Ausnahmen hervor.

Bildung des Gesichts, wo der Mund nicht hervorstehend, wie die Schnauze der Affen, die Oberlippe mit einer feinen Rinne bezeichnet ist u. s. w. Noch ein paar körperliche Charaktere des Menschengeschlechts sollen in der Folge an ihrem Ort bemerkt werden.

Am meisten erhebt jedoch den Menschen seine Geistesfähigkeit über das Thier und sichert ihm den Vorrang un- widersprechlich zu. Die Vernunft, dieser Keim göttlicher Kraft und Hoheit in uns, fehlt den Thieren gänzlich. Wir verstehen aber hier unter Vernunft die natürliche Anlage zum Verständigwerden. Diese Anlage kann man keinem Menschen absprechen, wenn er nicht fehlerhaft organisiert ist; denn man hat die rohesten Wilden, selbst jene Verwilderten, die in der Gesellschaft der Thiere thierische Sprache und thierische Sitten angenommen hatten, durch Unterricht zu verständigen Menschen gemacht. Noch nie ist es aber dem unverdrossensten Fleiße gelungen, aus irgend einem Thier ein verständiges Wesen zu bilden; folglich sind auch in dieser Hinsicht die Thiere von den Menschen nicht den Graden nach (wie die Menschen selbst unter einander), sondern wesentlich verschieden. Man sieht freilich zuweilen Handlungen von Thieren verrichten, die in Erstaunen setzen und es zweifelhaft zu machen scheinen, ob nicht auch Verstand daran Theil habe. Daß die Thiere aber keine deutliche und allgemeinen Begriffe, folglich auch keinen Verstand besitzen, und daß ihre Urtheile blos auf Empfindungen beruhen, wird im dritten Kapitel gezeigt werden. Denn die Thiere haben Gefühle, Empfindungen, Vorstellungen, dunkle und klare Begriffe mit den Menschen gemein, auch urtheilen und schließen sie nach ihren Vorstellungen und Begriffen und handeln in Folge derselben. Den Menschen unterscheidet aber von den Thieren

U 2

die

die Vernunft, d. i. die Fähigkeit, verständig zu werden. Verständig nennt man denjenigen, welcher deutliche und allgemeine Begriffe hat; diese erhalten wir aber nicht anders, als vermittelst der Abstraktion, und also können die Thiere auch nie verständig werden. Aus eben dem Grunde sind sie des Denkens unfähig; sie haben Vorstellungen u. aber keine Gedanken, eine anschauende, aber keine symbolische Erkenntniß.

Dieser letztere Umstand führt uns auf einen andern wichtigen Vorzug des Menschen vor den Thieren; ich meine die Wortsprache, welche eine Folge der sich entwickelnden Vernunft ist. Die Natursprache wird den Menschen, wie den Thieren angeboren. Sie besteht in einfachen Tönen, dem unwillkürlichen Ausdruck der Empfindungen, und ist die allgemeinste Sprache, wodurch Geschöpfe einander verständlich werden. Mit derselben hat die Gebehrden- und Miensprache die nächste Verwandtschaft, doch ist diese bei dem Menschen wegen seiner vollkommnern Organisation weit bedeutender, und in ihrem Gebrauch findet auch schon etwas Willkürliches und mehr Veränderung statt, als bei der bloßen Natursprache. Bewegung des Körpers von bestimmter Bedeutung, oder Gebehrden, welche Traurigkeit, Freude, Furcht und dergl. ausdrücken, bemerkt man an vielen Thiergeschlechtern; wenige aber sind fähig, ihre Empfindungen durch Mienen, d. i. durch bedeutende Veränderungen des Gesichts, anzuzeigen. Die Affen haben auch hierin einen Vorzug, welchen ihnen nur der Mensch streitig macht. Dieser begnügt sich nicht damit, seine Empfindungen mit bloß unwillkürlichen Gebehrden und Mienen zu bezeichnen, sondern er verändert jene nach Willkür, und bildet sich daraus eine eigne Zeichensprache. Da sie indeß in Vergleichung mit der Wortsprache immer noch unvollkommen und mangelhaft ist,

so bedient er sich derselben entweder nur aus Noth, oder zum Vergnügen. Der erste Fall tritt bei Kindern ein, die noch gar nicht, oder unverständlich reden; ferner bei Stummen, welche es darin oft zu einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit bringen; endlich auch da, wo der Gebrauch der Wortsprache nicht zureicht (wenn sie zu arm ist) oder nicht Statt findet, z. B. wenn Personen verschiedene einander ganz unbekannte Sprachen reden, und sich doch unterhalten wollen; wenn man in Gegenwart fremder Leute einem Freunde sich mittheilen will, u. s. w. Die Gebehrden- und Mienensprache dient zweitens auch zum Vergnügen, indem sie die Gegenstände lebendiger und anschaulicher darstellt, als die Wortsprache. So berichten uns Reisebeschreiber von einigen wilden Nationen in Amerika, daß sie Begebenheiten, vornehmlich ihre kriegerischen Thaten, gern im Tanz und Gebehrdenspiel nachahmen. Spuren von Belustigungen dieser Art findet man bei mehreren, nicht ganz rohen Völkern, und bei kultivirten sind sie zu einer besondern Kunst erhoben worden. Man weiß, wie sehr die alten Griechen und Römer die Pantomime, oder das Gebehrdenspiel schätzten, und zu welchem Grade der Vollkommenheit sie es darinn gebracht hatten. Wenn man den Erzählungen einiger alten Schriftsteller Glauben heimessen dürfte, so konnten ihre Pantomimen alles, was die Wortsprache auszudrücken vermag, deutlich vorstellen, wie auch die Benennung Pantomime anzuzeigen scheint. Nach ihrem Bericht soll einst ein asiatischer Prinz, welcher in Rom einer Pantomime zugesehen, sich vom Nero einen der Spieler zum Geschenk ausgeben haben, um denselben statt eines Dollmetschers in Unterredungen mit Fremden gebrauchen zu können. Wäre dies wirklich gegründet, wäre es möglich, durch Gebehrdensprache die Wortsprache völlig zu ersetzen; so müßte man allerdings bedauern, daß diese Kunst verloren gegangen ist, denn un-

fre Pantomimen erreichen dieses Ziel bei weitem nicht, und selbst der größte Meister dieser Kunst in neuern Zeiten, Noerre, gesteht, daß jetzt sehr viele Dinge durch das Gebehrdenspiel sich nicht verständlich bezeichnen lassen. Allein es ist auch durch kritische Untersuchungen genugsam erwiesen, daß die Lobeserhebungen der Alten von ihren Pantomimen gar sehr übertrieben sind, daß man damals eben so, wie jetzt, keine andre, als schon bekannte Begebenheiten durch die Pantomime deutlich vorstellen konnte, und daß die Gebehrdensprache überhaupt nur auf den Ausdruck der Empfindungen eingeschränkt ist *). Also wird die Wortsprache nie durch die Gebehrdensprache entbehrlich werden können, auch schon deshalb, weil vermitteltst der letztern eine Unterhaltung im Dunkeln unmöglich ist. Aber neben der Wortsprache bleibt der Gebrauch der Gebehrdensprache natürlich und nothwendig, denn sie trägt ungemein viel zur Verständlichkeit der Rede und zur Verstärkung des Eindrucks derselben bei. Die Natur lehrt jeden Menschen, seine Worte mit Gebehrden und Mienen zu begleiten, und obgleich dies im Allgemeinen auf einerlei Weise geschieht; so hat doch einer vor dem andern, besonders der kultivirte vor dem unkultivirten, in Ansehung der Vollkommenheit dieser Bezeichnungen, oft große Vorzüge. Diese vollkommnere Art, durch körperliche Bewegungen die Worte zu begleiten, hat man in Regeln gefaßt, und damit den Grund zu einer eignen Kunst, der Mimik, gelegt.

Die Natursprache und Gebehrdensprache haben die Thiere, wenigstens zum Theil in gewissem Grade, mit den Menschen gemein; die Wortsprache aber gar nicht; diese ist bloß das Eigenthum der Menschen. Denn daß einige Thiergattungen, vornehmlich von den Vögeln, Wörter nothdürftig

H 4

tig

*) Ideen zu einer Mimik von Engel. Br. 29, 26.

zig nachsprechen lernen, kann kein Einwurf dagegen seyn, da sie dieselben nur mechanisch hersagen, ohne Begriffe damit zu verbinden. Den Menschen setzt die Vernunft und die vollkommnere Bildung der Sprachwerkzeuge in den Stand, Wörter zu erfinden und vernehmlich auszusprechen, und das Bedürfniß nöthigte ihn wahrscheinlich sehr bald, diese Erfindung zu machen. Denn weder die Natursprache, noch die Gebehdensprache ist für den Menschen bei einiger Entwicklung der Vernunft hinreichend, daher findet man auf der ganzen Erde kein Volk, sey es übrigens auch noch so roh, ohne Gebrauch der Wortzeichen. Nur einsame, in der Wildniß unter Thieren aufgewachsene Menschen, hatten dieselben nicht, sondern schreien, wie die Thiere, mit denen sie zusammen gelebt hatten — ein Beweis, daß der Mensch nicht anders, als in Gesellschaft von seines Gleichen, seine Bestimmung erreichen kann. Hier aber, im geselligen Zustande, führte ihn das Bedürfniß der Mittheilung, wiewol nur nach und nach, auf die Erfindung der Wörter. Seine Fähigkeit, Merkmale an den Gegenständen abzufondern und sie zu Zeichen derselben zu machen, die ungemeyne Biegsamkeit der Stimme und die Beweglichkeit der Sprachorgane begünstigten die ersten Versuche mit einem glücklichen Erfolg. Diese Versuche bestanden vermuthlich in der Nachahmung der Töne und Laute in der Natur, wie z. B. das Sausen des Windes, das Geschrei der Thiere u. ; überhaupt bezeichnete er alles Hörbare (z. B. den Schall eines fallenden Körpers) mit einem nachgeahmten Ton, so wie das Sichtbare mit Gebehrden *). Kaum bemerkte er, daß diese Töne

A 4

die

*) Wir sehen, daß die Bildung der Sprache noch jetzt bei Kindern diesen Gang nimmt. Sie machen eher und lieber die Stimmen der Thiere nach, als sie die Namen derselben aussprechen. Auch ist dies wiederum ein eiguer Vorzug des Menschen, daß seine Stimme keinen bestimm-

ten

die Vorstellung von den Gegenständen selbst in ihm und andern erregten, und also zur Bezeichnung derselben dienten, als er anfieng, auch an andern Dingen, die nichts Hörbares an sich hatten, Merkmale aufzusuchen, um sie durch irgend einen besondern Laut bezeichnen zu können. So entstand allmählig ein kleiner Vorrath von Sprachzeichen, die aber freilich anfangs sich wenig von den bloßen Naturtönen unterscheiden mochten. Diese bestehen nämlich meistens aus Selbstlautern (Vokalen), und sind nie mit bestimmten Mitlautern (Konsonanten) untermischt, wenn auch manchmal am Anfange, oder am Ende eines solchen Tons etwas einem Mitlauter Aehnliches gehört wird. Eben darum hat die Natursprache nur Töne und Laute, aber keine Wörter, zu deren Bildung indeß der Mensch theils dadurch veranlaßt werden konnte, daß selbst zur Nachahmung einiger Naturlaute (z. B. das Rollen des Donners auszudrücken) Konsonanten nöthig sind, theils auch, weil sich mehrere Vokale hinter einander nicht ohne Beschwerde aussprechen lassen. Man machte also den Uebergang von einem Vokal zum andern, indem man Konsonanten dazwischen einschob, d. i. man unterbrach den forttönenden Schall des Vokals durch eine veränderte Bewegung der Sprachwerkzeuge. Nun hatte man Wörter oder Töne, die durch abwechselnde Vokale und Konsonanten gleichsam in Glieder abgetheilt (artikulirt) waren, daher auch die Wörter artikulirte Töne genannt werden, zum Unterschied von den oben genannten Naturtönen.

Mit

ten Ton hat, wie die Stimme der Thiere, und daß er mit derselben fast alle Töne in der Natur nachbilden kann. Bis zur Täuschung natürlich hört man zuweilen den nachgeahmten Gesang der Nachtigallen so, welches immer bewundernswürdig bleibt, wenn gleich mehrentheils nur gemeine Bettler und Landstreicher sich diese Geschicklichkeit erwerben.

Mit dieser Erfindung gewann der Mensch vornehmlich den Vortheil, daß er sich selbst willkürlich Töne zur Bezeichnung der Gegenstände und seiner Begriffe schaffen konnte, da er vorher bloß Naturlaute nachahmen mußte, welche nichts als hörbare, wenigstens nichts, als sinnliche Dinge und Vorstellungen ausdrücken. Die Natursprache läßt nur wenige Veränderungen zu und ihre Töne haben eine so bestimmte Bedeutung, daß man einen Ton nicht wohl zur Bezeichnung mehrerer Gegenstände gebrauchen kann. Hingegen findet bei der Bildung der Wörter eine unendliche Mannigfaltigkeit Statt, und man kann daher für jeden Gegenstand, für jede Empfindung, für jeden Begriff ein eignes Zeichen haben, wodurch die Masse der Erkenntniß vermehrt und die Deutlichkeit derselben befördert wird.

Die sich entwickelnde Vernunft leitete den Menschen auf die Erfindung der Sprache und diese trug gegenseitig wieder zur Ausbildung der Vernunft bei; vereinigt wirken aber beide auf die stufenweise Bervollkommnung des ganzen Menschengeschlechts. Und auch dies ist noch ein bemerkenswerther Vorzug der Menschen vor den Thieren, denn sie kommen von Jahrhundert zu Jahrhundert auf dem Wege ihrer Vereblung immer weiter, da eine Generation der andern nicht nur mündlich, sondern auch durch die Schriftsprache ihre erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen mittheilen kann. Zwar sind einige Nationen kaum erst über den Stand der rohen Natur hinaus; aber sie haben doch auch die Hülfsmittel zum Fortrücken, Vernunft und Sprache, und werden also, obgleich als Spätlinge, den übrigen nachkommen. Allein kein Thiergeschlecht ist einer solchen fortschreitenden Vollkommenheit fähig, nur einzelne Thiere können durch Unterricht und Übung ein wenig über ihres Gleichen erhoben werden. Es sagt daher ein

berühmter Schriftsteller eben so witzig als wahr: Wir dürfen die Affen nicht eher für unsere Brüder erkennen, als bis sie uns in ihren Naturalien- und Kabinettern werden aufgestellt haben, wie wir es mit ihnen schon längst thun.

Diese mannigfaltigen und grossen Vorzüge des Menschen rechtfertigen eine ausführlichere Behandlung seiner Geschichte, zumal da uns nichts so nahe angeht, als wir uns selbst und der größte Theil unsrer Wohlfahrt von der Kenntniß unsrer Natur und unsrer Verhältnisse abhängt. Demnach zerfällt die Geschichte des Menschen in zwei Abschnitte, wovon der erste den einzelnen Menschen an sich betrachtet und der zweite ihn in seinem gesellschaftlichen Zustande darstellt. Zum Beschluß folgen sodann noch einige vermischte Bemerkungen über das Menschengeschlecht, vornehmlich über die verschiednen Racen desselben.